



ROBERT MERLE  
EIN KARDINAL  
VOR LA ROCHELLE

ROMAN

Aus dem Vorangehenden soll man nicht folgern, daß ich auch nur noch einen Augenblick bei so melancholischen Gedanken zu verweilen gedenke. Als wir Brézolles erreichten, war die Sonne fast hinterm westlichen Rand des Ozeans verschwunden. Im Dämmerlicht durchschritten wir das blaue Gittertor des Schlosses und begaben uns als erstes zum Pferdestall, unsere armen, von Regen und Wind geplagten Tiere meinen Schweizern zu übergeben, damit sie abgerieben, gestriegelt, gefüttert und schön mit einer Wolledecke für die Nacht bedeckt würden, denn die kann in dieser Gegend ziemlich kalt sein.

Beim Verlassen der Ställe trafen wir auf Monsieur de Vigneveille, den altersschwachen Haushofmeister. Madame de Brézolles, sagte er, erwarte mich in einer halben Stunde zum Souper, er selbst habe die Ehre, sein Mahl mit Monsieur de Clérac einzunehmen. Mein armer Nicolas dankte ihm tausendmal, so betrübt er auch war, daß er wieder nicht mit am Tisch der Marquise sitzen und sie heimlich mit den Augen verschlingen durfte.

Was an diesem Abend zwischen Madame de Brézolles und mir gesprochen wurde und geschah, war so verblüffend, daß ich es mich kaum zu erzählen getraue, aus Furcht nämlich, daß du, Leser, dann meine Wahrheitstreue bezweifeln wirst. Dabei ist sie hierin so ehern wie in allem übrigen, was ich gern bei meinem Glauben schwören würde, wenn der Kardinal mich nicht ermahnt hätte, nie das Heilige mit dem Menschlichen zu vermischen.

Aus Furcht, die Szene könnte dir nicht nur unglaublich erscheinen, sondern sogar ein bißchen unschicklich, könnte ich sie natürlich weglassen. Aber, noch einmal, was an diesem Abend gesagt und getan wurde, war für den weiteren Verlauf meines Lebens so folgenreich, daß es gegen jede Logik und Redlichkeit verstieße, die Sache mit Schweigen zu übergehen.

Monsieur de Vigneveille also hatte gesagt, daß Madame de Brézolles mich in einer halben Stunde erwarte, und als ich

mein Zimmer betrat, traf ich zu meiner Überraschung einen äußerst properen und höflichen Diener an, der meine Kleider aufgeräumt, mein zweites Paar Stiefel gewichst und mein Bett gemacht hatte. Er heiße Luc, sagte er, und sei von Madame de Brézolles zu meiner Bedienung bestellt worden.

Ich konnte nur staunen, denn in großen Häusern, die wie Brézolles über zahlreiches Gesinde verfügen, betraute man mit solchen Aufgaben eine Kammerjungfer und nicht einen Diener. Daraus schloß ich, daß Madame de Brézolles nach den Geständnissen, die sie mir bezüglich der kleinen Personen entlockt hatte, die es in meinem Leben gab, gesonnen war, mich wenigstens in ihrem Hause nicht in Versuchung zu führen ... Ob wahr oder falsch, diese Vermutung ergötzte mich jedenfalls, und ich amüsierte mich im stillen darüber.

So unbequem es auch sei, sich in einer Schüssel zu waschen, die der Diener fällt, leert und wieder fällt, tat ich doch mein Bestes, mich nach diesem Tagesritt zu reinigen, wobei ich voll Bedauern der Zuber meiner Kindheit gedachte sowie der Pariser Badehäuser. Wie reizend, wie unbeschwert war es dort zugegangen, wenn auch ein wenig lose, denn die Badefrauen, jung, hübsch und fröhlich, hatten einem nicht nur den Rücken gewaschen. Weshalb unsere heilige Kirche besagte Badehäuser hatte verbieten lassen, wodurch die Tugend der Franzosen vielleicht gewann, ihre Reinlichkeit aber ganz und gar nicht.

Mir schien, daß man für dieses Abendessen gr oeren Aufwand betrieben hatte als am Vortag. Der Tisch war prächtig mit einem Damasttuch gedeckt, auf dem vergoldetes Geschirr und Kristallgl ser funkelten. Und zwischen den Gedecken von Madame de Brézolles und mir zog sich, einer Grenze gleich, aber einer leicht zu überwindenden Grenze, auf einer Laubgirlande eine Reihe duftender Purpurbl ten hin.

Gern wäre ich stehen geblieben, um Madame de Brézolles bei ihrem Eintritt zu begr uen, aber so wacklig und altersgrau Monsieur de Vigneveille auch war, bat er mich doch mit solcher Energie, Platz zu nehmen, daß ich schließlich einwilligte. Wahrscheinlich dachte er sich, ich würde lange warten müssen, weil seine Herrin noch Toilette machte. So lange dauerte es denn aber doch nicht. Weil Madame de Brézolles, wie ich ja schon wußte, alles fein und klug zu erwägen wußte, ließ sie

mich gerade so lange warten, daß ihre Verspätung ein wenig aufreizend, aber nicht unhöflich war.

Endlich erschien sie, in mattblaue Seide gekleidet, Reifrock und Mieder mit gestickten Blumen besät, nicht aber mit jener Flut von Perlen, durch die unsere Damen am Hof ihre Schönheit zu erhöhen meinen. Das Ganze war äußerst elegant, von einer Zurückhaltung, die besten Geschmack bezeugte, und ebenso diskret war sie geschminkt, während unsere Zierpuppen ja Rouge und Bleiweiß in einem Übermaß auflegen, daß man meinen möchte, das Gesicht, das ihnen der Herrgott gegeben hat, genüge ihnen nicht, sie wollten sich ein anderes machen. Doch zurück zu Madame de Brézolles. Sparsam in der Schminke wie im Schmuck, trug sie nur eine fein gearbeitete goldene Kette, die ihren lieblichen weißen Hals zur Geltung brachte. An ihrer linken Hand blinkte ein einziger Ring, so schön, daß er keinen Bruder an anderen Fingern geduldet hätte. Und schließlich hatte Madame de Brézolles etwas, das mich bei Frauen stets bezaubert: eine leise, sanfte und melodische Stimme.

Ich erhob mich, und es begann jener Austausch von Grüßen und Reverenzen, die unsere tyrannischen Bräuche uns auferlegen. Gott sei Dank, machte Madame de Brézolles dem aber rasch ein Ende, indem sie mir ihre Hand reichte, deren Fingerspitzen ich mit einem angedeuteten Kuß bedachte. Kurz, bei dieser zweiten Begegnung benahmen wir beide uns so scheinheilich reserviert, als ob wir die Romanfiguren der *Astrée* nachahmten, deren heiße Liebe bis in den Tod zum Heulen keusch und rein bleibt.

Das Mahl war ebenso köstlich wie am Vorabend, doch ein vertrautes Gespräch kam nicht in Gang. Madame de Brézolles blieb still und stumm, die schönen goldbraunen Augen sinnend auf mich gerichtet, und ich fragte mich, welchen vorteilhaften Handel sie nun wieder aushecke, nachdem sie sich bereits eine elf Schweizer starke Bewachung im Tausch für Logis und Verköstigung zweier Personen gesichert hatte.

Aber damit waren die Dinge, offen gestanden, sehr falsch dargestellt, denn zu meinem Vorteil, und der war nicht gering, durfte ich die unendliche Wohltat verbuchen, mich nach all den Monaten der Entbehungen und Schrecken in der Zitadelle Saint-Martin-de-Ré einer süßen weiblichen Gegenwart zu erfreuen.

Als meine Gastgeberin still blieb wie ein Marmorengel, bemühte ich mich, unser stummes Beieinander zu beleben, indem ich diesen und jenen Strohalm herbeibrachte, dem Redefeufer aufzuhelfen. Madame de Brézolles antwortete jedoch mit keiner Silbe, sah mich nur immer auf das liebenswürdigste an, so daß auch ich verstummte. Und wir beendeten das köstliche Mahl, wie es begonnen hatte, das heißt mit einem nahezu ununterbrochenen Austausch von Blicken, die kein einziges Wort begleitete.

Weil die Augen begieriger waren als die Münder, aßen wir wenig und wechselten bald in den kleinen Salon hinüber, wo uns ein Eisenkrauttee erwartete. Madame de Brézolles bat den servierenden Diener, ihr ein silbernes Kästchen zu bringen, das in ihrem Schlafzimmer auf dem Nachttisch stehe. Als der Diener jedoch mit dem Kästchen erschien, stellte sie es achtlos neben sich auf den Boden und entließ den Diener mit höflichem Dank. Da nun nahm sie das Wort, nicht ohne mich vorher auf eine sehr eigene Weise anzublicken, mitten beim Teetrinken, so daß ihre goldbraunen Augen mit den flackernden Reflexen der Kerzenlichter dicht überm Rand der blaßblauen Tasse glänzten, die sie zum Mund führte.

»Monsieur«, sagte sie, indem sie sie absetzte, »wenn ich nicht ganz irre, bedeuten Eure Blicke, daß Ihr mich schön findet.«

»Madame«, sagte ich lächelnd, »wenn meine Augen mich auch verraten, so verraten sie doch nicht die ganze Wahrheit. Fest steht: Mir gegenüber sitzt *la donna più bella della creazione*<sup>1</sup>.«

»Ist das alles, Monsieur?« sagte Madame de Brézolles, indem sie schalkhaft die Brauen hob. »Bin ich für Euch nur ein Gemälde, das man bewundert? Genauso andächtig könntet Ihr vor dem Bild meiner Urgroßmutter im Treppenhaus verharren, die in ihrer Jugend eine vollkommene Schönheit war.«

»Madame, da gibt es einen großen Unterschied. Eure so schöne Urgroßmutter ist leider nur noch Leinwand und Farbe, Ihr aber seid lebendig. Und das Lebendige, Madame, wenn es Euch gleicht, berührt mich in einer Weise, die weit über jedes Kunstgefühl geht.«

1 (ital.) die schönste Frau der Schöpfung.

»Das ist mir zu unklar. Bitte, Graf, sprecht ohne Umschweife! Soll Eure Verkläuterung heißen, daß Ihr *Appetit* auf mich habt?«

»Genau das, Madame, hätte ich gesagt, wenn Ihr es mir erlaubt hättet.«

»Und nun«, sagte sie und lachte leise, »muß ich es nicht mehr erlauben, da Ihr es ausgesprochen habt.«

»Ich hätte es aber nicht ausgesprochen, wenn Ihr mich nicht dazu ermuntert hättet.«

»Durfte ich Euch, Monsieur, denn ohne Erbarmen allein und verloren in den Abgründen eines Geständnisses zappeln lassen?«

»Madame, glaubt mir, ich werde es Euch bis zu meinem letzten Atemzug danken, daß Ihr mir helft, mich zu erklären.«

»Dann ist dies also eine Erklärung?«

»Was sonst, Madame?«

»Hm«, sagte sie nach kurzem Schweigen, »und was machen wir nun damit?«

»Richtig: was machen wir nun?«

»Monsieur, ich sagte: ›Was machen wir nun damit?‹ Überspringt mir dieses ›damit‹ nicht: Es ist meine letzte Bastion.«

»Wahrhaftig, Madame, wie unklug, mir das zu gestehen! Euch hätte ich das Kommando über die Zitadelle von Saint-Martin nicht anvertraut.«

»Ich bin ja auch keine Zitadelle, Monsieur, sondern ein schwaches Weib, dessen letzte Bastion dieses ›damit‹ ist.«

»Und wie kann die letzte Bastion genommen werden?«

»Monsieur, Ihr habt Euch erklärt. An mir ist es nun zu entscheiden. Soll ich grausam sein oder mich Eurem Willen ergeben?«

»Und warum nicht, Madame, wenn Ihr wollt, was ich will?«

»Das ist ja der Punkt: will ich, was Ihr wollt? Immerhin, Monsieur, regt sich in mir ein ungezogener kleiner Verräter, der nur darauf wartet, Euch zu helfen.«

»Ah!« rief ich, »lieber kleiner Verräter, was hast du mir zu sagen?«

»Nun, dies: Euer Zimmer, Monsieur, hat zwei Türen. Durch die eine geht Ihr beliebig ein und aus, die andere ist doppelt abgeschlossen. Es ist die Tür zur Zitadelle. Aber natürlich gibt es einen Schlüssel.«

»Wo?«

»In diesem Kästchen«, sagte sie, indem sie ihren Reifrock beiseite nahm, damit ich es sah. »Es könnte nun sein, Monsieur, daß ich das Kästchen aus Versehen hier vergesse, wenn ich gehe. Auch könnte es sein, daß Ihr, nachdem ich gegangen bin, es mitnehmt in der ehrbaren Absicht, es mir wiederzugeben, und darum den Schlüssel zu besagter Tür ausprobiert. Wohlge-merkt, ist es immer der unverschämte kleine Verräter, der Euch das alles anvertraut. Was mich betrifft, habe ich nichts damit zu schaffen. Es könnte sogar sein«, setzte sie mit einem Seufzer hinzu, »daß ich den unverfrorenen Schlingel bestrafe, indem ich auf der anderen Türseite den Riegel vorlege, so daß Euer Schlüssel völlig unnütz ist.«

»Gütiger Himmel, Madame! Das wäre Verrat an Eurem kleinen Verräter! Und welch ein abscheulicher! Außerdem spieltet Ihr auch mir den grausamsten Streich, denn nach der letzten Bastion träfe ich auf eine allerletzte, die ich nicht überwinden könnte!«

»Ihr wißt aber doch, Monsieur, daß es zur guten Kriegführung gehört, die Verteidigungen zu staffeln.«

»Ja, wenn wir im Krieg wären, aber ich versuche vielmehr mit Euch, Madame, die liebelichsten und friedvollsten Bande zu knüpfen.«

»Schön, Monsieur, nehmt hier dies Unterpand! Und ich werde jetzt mit meinem kleinen Verräter beratschlagen, was wir machen: den Riegel vorlegen oder nicht vorlegen.«

Hiermit erhob sie sich. Auch ich erhob mich und verneigte mich tief, aber mit etwas frostiger Miene.

»Wie Ihr wollt, Madame«, sagte ich.

»Monsieur!« rief sie und machte große Augen, »Ihr seid doch nicht etwa ein Erzengel? Wie, kein Groll! Kein Haß! Wenn ich mich entziehe, nachdem ich Euch zugestandenermaßen so dreist provoziert habe, schimpft und wütet Ihr nicht? Ist das die Möglichkeit? Ihr lauft nicht fluchend davon mit dem Schwur, diese ausgemachte Kokette nie im Leben wiederzusehen?«

»Weshalb, Madame? Ihr seid frei. Steht mir ein Urteil zu über den Gebrauch, den Ihr von Eurer Freiheit macht? Gewiß werde ich diesen Ort voll Kummer verlassen, aber ohne jede Erbitterung, und in aller Dankbarkeit für Eure Gastfreundschaft und den großen Vorzug, den Ihr mir gewährtet, Eure

Schönheit zu schauen, auch wenn sie mir so unerreichbar blieb wie Eure gemalte Urgroßmutter.«

Hierbei blickte Madame de Brézolles mich wiederum nachdenklich an.

»Graf«, sagte sie schließlich mit zärtlicher Stimme, »daß Ihr tapfer seid, wußte ich, aber Ihr seid auch sehr geistreich, vor allem aber seid Ihr so menschlich und gütig, daß es schwerfiel, Euch nicht zu lieben. Wenn ich Ihr wäre, nähme ich die gebotene Herausforderung an.«

Damit nahm sie einen der beiden Leuchter vom Tisch und wandte sich zur Tür, die der Diener auf ihr Geheiß offengelassen hatte. Ich machte Anstalten aufzuspringen und ihr den Leuchter abzunehmen, doch das wollte sie nicht, sie wolle allein zu ihrem Gemach gehen, sagte sie, wo ihre Zofe sie erwarte, um ihr das Mieder aufzuschnüren und sie zu entkleiden. Ich möge mich noch ein Viertelstündchen verweilen, bis ich mein Zimmer aufsuchte. Und sie entfernte sich, den Leuchter in der Hand, mit schwingendem Reifrock, gleich einem Segler auf hoher See. Kleines Schiff, dachte ich, du findest gewiß einen guten Hafen, so gewandt, wie du gesteuert wirst!

Wie trüb und traurig erschien mir der kleine Salon, nachdem sie ihn verlassen hatte! Und wie baff hing ich der unglaublichen Geschicklichkeit nach, mit der die Marquise ihr Spiel geführt hatte, zuerst diese unverhohlenen Avancen, dann sogleich der Rückzug, dann wieder Hoffnung, aber durch Zweifel gedämpft! Und zuletzt war ich der arme Bittsteller, obwohl man mich anfangs so verwegen aus der Reserve gelockt hatte! Donnerwetter! dachte ich, Machiavelli hat uns nichts Neues gesagt, das *gentil sesso* beherrscht instinktiv alles das, was er zu erfinden glaubte.

Am meisten beschäftigte mich bei weiterer Überlegung jedoch, daß Madame de Brézolles die Dinge dermaßen überstürzte. Warum diese Eile, verflixt? Ich kannte sie doch erst seit dem Vortag, aber schon am Vortag hatte sich zwischen uns ein so bezauberndes Einvernehmen gebildet, daß kein Zweifel bestand, welchem Ende wir allgemach entgegengleiten würden. Wieso dann aber die Extrapost? Mit verhängten Zügeln? Wo lag die Dringlichkeit? Es sah ja geradezu aus, als hätte Madame de Brézolles sich einen Plan gemacht, den sie Tag für Tag, Stunde für Stunde und Minute für Minute strikt befolgte.



In der rechten Hand den Leuchter, den sie mir dagelassen hatte, ergriff ich mit der linken das Kästchen, das mich kostbarer dünkte, als wäre es aus purem Gold, und drückte es, um es bequemer zu tragen, an meine pochende Brust. Als ich die große Treppe zur oberen Etage hinaufstieg, schien die Urgroßmutter von Madame de Brézolles – auf ewig schön in ihrem Goldrahmen – mir einverständlich zuzulächeln. Ob dieses Lächeln nur von den tanzenden Flammen kam, wer weiß, das günstige Zeichen ließ ich mir jedenfalls gefallen.

Schließlich wäre ich ja ein Dummkopf, sagte ich mir, der Braut die allzu eilige Gefügigkeit vorzuwerfen und lange zu mäkeln, wenn die Zitadelle sich mir von selbst auftat.

Nachdem ich meine Zimmertür von innen verschlossen hatte, warf ich Wams und Stiefel ab und reinigte mir Mund und Hände. Dann entnahm ich dem Kästchen den Schlüssel zum Garten Eden, hätte ich fast gesagt, wenn ich nicht fürchten mußte, den Herrgott zu sehr zu kränken, aber zu dem einzigen irdischen Paradies, das dem Menschen zu betreten vergönnt ist. Und ich steckte ihn in das Schloß, in welchem er sich zweimal so glatt und lautlos drehte, daß ich mir sicher war, Madame de Brézolles habe es bei meinem Einzug ölen lassen, oder vielmehr, sie selbst habe es mit zarter Hand geölt, um beim Gesinde keinen Verdacht zu wecken.

Zu meiner unendlichen Erleichterung drehte sich die Tür leicht in den Angeln, und als ich sie schloß, stellte ich fest – aber hätte ich das nicht ahnen können? –, daß es auf der Seite von Madame de Brézolles auch nicht die Spur eines Riegels gab ... Nach der letzten Bastion stand keine allerletzte zu bezwingen. Die Festung gehörte mir.

Oder sollte ich nicht besser sagen, ich gehörte ihr? Was hatte ich groß getan für den Sieg, und wieviel hatte die Feindin mir geholfen! Die meinen Eintritt übrigens gar nicht zu bemerken schien, wie sie da behaglich im Nachtgewand in einem Sessel saß und ihre bloßen Füße zum Kaminfeuer streckte.

»Mein Freund«, sagte sie, indem sie mir ihre goldbraunen Augen zuwandte, »lange habt Ihr gebraucht!«

»Eine Viertelstunde, Madame, wie Ihr befahlt.«

»Eine Viertelstunde? Ein Jahrhundert, wolltet Ihr sagen!«

So liebevoll empfangen, setzte ich ein Knie vor ihr nieder, nahm auf das andere ihre nackten Füße und streichelte sie. Sie

waren kalt geworden, und ich wärmte sie nicht nur mit meinen Händen, sondern auch mit meinem Atem.

»Bitte, mein Freund«, sagte sie, »tragt mich zu meinem Lager. Ich weiß nicht, warum ich auf einmal so müde bin.«

Es war die pure Ausrede, denn als sie mir die Arme um den Hals schlang, damit ich sie leichter aufheben könne, strahlten ihre Augen wie Sterne.

»Mein Freund«, sagte sie dann mit sehnsüchtiger Stimme, »löscht Euren Leuchter. Stellt meinen auf den Nachttisch. Und bitte, bitte, zieht rings um uns die Gardinen zu. Wozu hat man sonst ein Himmelbett?«

Schöne Leserin, die Sie meine Memoiren so aufmerksam lesen, daß Sie sich manchmal sogar Sätze merken, die ich längst vergessen habe, bitte, bezeugen Sie: Immer wenn sich in meinen Bänden ein Himmel um ein Paar schließt, erzähle ich nicht weiter. Eine Regel, die ich mir im Gegensatz zu meinem Vater gesetzt habe, der in *Unsere grünen Jahre* seine Liebessnächte mit der Vicomtesse de Joyeuse für mein Gefühl allzu eingehend geschildert hat. Was er angeblich später bereute, ohne daß aber die Vicomtesse, mittlerweile alt und fromm geworden, es ihm jemals irgendwie verübelt hätte.

Wenn ich jetzt trotzdem einige Bemerkungen anfüge, schöne Leserin, hoffe ich damit Ihr Schamgefühl nicht zu verletzen. Sie haben auch nichts mit Frivolität zu tun, sondern sind zum Verständnis meiner gegenwärtigen wie zukünftigen Beziehung zu Madame de Brézolles unverzichtbar.

Zweierlei gab mir im geschlossenen Himmelbett zu denken. Von allen Frauen, denen ich bisher begegnet war, war Madame de Brézolles in Liebesdingen die naivste und unwissendste, ausgenommen natürlich in dem, was wir mit anderen Säugetieren gemein haben und was zu unserer Fortpflanzung sicherlich notwendig ist, aber mit dem wunderbaren Reichtum an Zärtlichkeiten, die sich der menschliche Genius ersann, nichts zu tun hat.

Diese Entdeckung warf das betrüblichste Licht auf den seligen Monsieur de Brézolles, und ich machte mich daran, seine Witwe in ihr unbekannte Bereiche einzuführen. Sie war, das muß ich sagen, eine sehr begabte und sehr gelehrige Schülerin. Doch bei aller Aufgeschlossenheit verweigerte sie zu meiner großen Überraschung strikt jegliche Verhütungsmaßnahme.

»Aber, Liebste«, sagte ich, »wenn wir das nicht tun, läufst du Gefahr, Mutter zu werden.«

»Die laufe ich.«

»Willst du denn ein uneheliches Kind?«

»Das ist mir gleich! Gott sei Dank, bin ich von niemand abhängig. Ich besitze große Güter. Ich besäße sogar noch größere, wenn meine Schwiegerfamilie mir das Erbe meines seligen Mannes nicht streitig machte.«

»Und der Skandal?«

»Es wird keinen Skandal geben.«

»Wollt Ihr vielleicht den Erstbesten heiraten, um ein Kind in diesem Hause zu rechtfertigen?«

»Würde Euch das grämen?« fragte sie, glücklich überrascht.

»Selbstverständlich, ich will doch nicht, daß irgendein Hergeleufener mein Kind aufzieht.«

»Graf, wie rührend Ihr seid! ›Mein Kind‹, habt Ihr gesagt, dabei ist es noch gar nicht gemacht.«

»Aber wenn es gemacht ist, soll ich dann keine Rechte an ihm haben?«

»Alle, Graf, Ihr braucht mich nur zu heiraten!«

»Madame!«

»Lieber Freund«, sagte sie, »macht bitte kein so erschrockenes Gesicht. Ich will Euch ja gar nicht! Und selbst wenn Ihr es mir aus Unbedacht heute anbötet, könnte ich Euch nur das entschiedenste Nein entgegensetzen.«

»Warum?«

»Weil Ihr mich noch nicht genug liebt.«

Ich war sprachlos.

»Ihr meint also, Madame«, sagte ich nach einer Weile, »es wird ein Tag kommen, an dem ich Euch so liebe, wie Ihr es erwartet?«

»Bestimmt.«

»Meine Liebe, Ihr seid Eurer sehr sicher!«

»Nein, mein Freund, Eurer bin ich sicher. Ich kenne Eure Natur. Ihr liebt die Menschen. Ihr habt die Gabe, Euch Liebe zu erwerben. Und sobald man Euch liebt, liebt Ihr noch mehr.«

»So denkt Ihr Euch das also. Meine Liebe, darf ich fragen: Bin ich hier, weil Ihr Lust auf mich hattet, oder weil Ihr ein Kind wollt?«

»Ich antworte auf die erste Frage ja und ja auf die zweite.

Seid Ihr mir böse? Ich habe zehn Jahre auf ein Kind gewartet, von Monsieur de Brézolles konnte ich keines bekommen. Wißt Ihr, wie Ihr mir erschienen seid, als Ihr mein Haus betratet?«

»Ich habe keine Ahnung.«

»Fast schäme ich mich, es zu sagen, so albern werdet Ihr es finden. Ihr seid mir erschienen wie ein Gesandter des Herrn.«

»Und das soll ich glauben?«

»Ihr müßt. Ich habe so sehr gebetet, um endlich einem Edelmann zu begegnen, der sich würdig erweist, der Vater meines Kindes zu werden. Ach, so sehr, und immer vergeblich! Und gerade als ich verzweifelte, kamt Ihr zum Tor herein wie der heilige Georg, von seinem schönen Junker gefolgt. In mir wurde es Licht. Meine Gebete waren wie durch ein Wunder erhört worden.«

»Meine Liebe«, sagte ich so sanft ich konnte, »das Wunder war einfach die Belagerung von La Rochelle und mein Bedarf an einem Quartier. Ich wäre ein elender Hochstapler, wenn ich behaupten würde, der Herrgott habe mir den Gang zu Euch befohlen.«

»Nein, nein, dazu war kein Befehl des Allerhöchsten nötig«, sagte Madame de Brézolles, keineswegs durch meine platte Bemerkung beirrt. »Gott hat die Dinge einfach so arrangiert, daß wir uns begegnen mußten. Wenn Ihr gläubig seid, werdet Ihr einräumen, daß es keinen Zufall gibt und daß kein Spatz vom Baum fällt, ohne daß die Vorsehung es so beschlossen hatte.«

»Ja ja, so lehrt man uns«, sagte ich. »Aber an welchen Zeichen wollt Ihr denn erkannt haben, daß ich der Erwählte sei?«

»Oh«, sagte sie, »das waren ganz sichere, ganz zweifelsfreie Zeichen! Wißt Ihr nicht, wie ich in meiner Begier, Euch kennenzulernen, Euch eine Unzahl indiskreter, zudringlicher und ungehöriger Fragen stellte? Und alle habt Ihr, ohne es mir zu verweisen, mit einer Engelsgeduld beantwortet.«

Mein Gott, dachte ich, zuerst der heilige Georg! Jetzt ein Engel! Mit Welch glänzenden Flügeln schmückt mich die Schöne, damit ich dieses demütige Zeugungswerk vollbringe! Aber, natürlich, ich begreife! So leicht ist ihr die Phantasie denn doch nicht zur Hand, daß sie nicht mitten in Glück und Hoffnung die Schrecken der Sünde fürchtete, die an außerehlicher Liebe haften.

Jedenfalls kehrte sie, sowie sie mich über ihre Gründe hinreichend aufgeklärt fand, mit unermüdlichem Eifer zu der Aufgabe zurück, die sie sich gestellt hatte, und so verging die restliche Nacht zu unser beider Zufriedenheit, ohne weitere Worte und ohne Schlaf.

Am frühen Morgen nahm ich mit Nicolas wieder den Weg nach Aytré zum Lever des Königs. Ich war von jener köstlichen Schläffheit durchdrungen, mit der die Natur uns die Mühe, unsere Art fortzusetzen, lohnt. Meine Accla, die an den lockeren Zügeln auf ihrem Hals spürte, daß ich erschöpft und schläfrig war, trottete brav den Weg, den wir am Vortag getrabt waren. Verständnisvoll, aber verschwiegen folgte mir Nicolas. Trotzdem döste ich nicht. Ich war in Gedanken versunken. Liebte ich Madame de Brézolles bereits? Und wenn, liebte ich sie schon so, wie sie es erwartete? Vor allem aber war ich von einem Gefühl übermannt, das ich noch nie empfunden hatte. Seit meinen Jugendjahren hatte ich immer nur Liebschaften erlebt, die um keinen Preis fruchtbar sein wollten, und diese nun, die es wollte, schenkte mir etwas ganz Neues, Unvermutetes, das mich mit einer seltsamen Freude erfüllte.

\* \* \*

Der Hof in Aytré war nicht der Hof, wie ich ihn kannte, vor allem fehlten die Damen. Die einen waren in Paris geblieben, die anderen hatten sich weitab vom Heerlager eingemietet, durften es aber im Kutschwagen besuchen, um von ferne zuzuschauen, wenn die Königlichen und die englische Flotte sich in der Bucht von La Rochelle mit Kanonen beschossen.

Die Höflinge wiederum hatten sich fast sämtlich an Ludwigs Seite zu den Waffen begeben, und so gab es zum Lever des Königs jedesmal eine Offiziersversammlung, wo übrigens nur dienstliche Belange zugelassen waren, jedes Anliegen persönlicher Art war derzeit verpönt.

Sowie ich mich der Balustrade näherte, die Ludwigs Bett umgab, raunte mir Berlinghen ins Ohr, wie ich ja sähe, sei Ludwig noch mit Herrn von Schomberg befaßt, doch wolle er mich gleich danach sprechen. Also wartete ich. Wie ich schnell bemerkte, zeigte der König nicht jene mürrische, grimmige, argwöhnische oder wortlos gereizte Miene wie zumeist im Louvre,

sondern wirkte vielmehr aufgeräumt und guter Dinge. Das freute mich, wenn es mich auch nicht verwunderte. Und mit Verlaub des Lesers will ich jetzt meinen Vers zu der entscheidenden Rolle sagen, die Ludwig bei der Belagerung von La Rochelle spielte.

Jeder am Hof wußte, daß Ludwig nie so glücklich war, wie wenn er seine Armeen um sich hatte. Nicht, weil er kriegslüstern und darauf versessen war, den benachbarten Reichen Provinzen zu rauben, sondern weil er es für seine oberste Pflicht erachtete, ein Soldatenkönig zu sein wie sein Vater und das Reich ungeschmälert zu bewahren, das Henri Quatre mit so ungeheurer, Jahre währender Mühsal hatte erobern müssen, so daß er seine Hauptstadt erst nach der längsten und schrecklichsten Belagerung hatte betreten können.

Der Macht ferngehalten von seiner Mutter, die ihn nicht liebte und allein regieren wollte, hatte Ludwig zur Zeit ihrer Regentschaft von klein auf und von ganz allein mit bewundernswertem Fleiß die Disziplinen und Geheimnisse des Waffenhandwerks erlernt. Mit siebzehn Jahren kannte er sich in allem aus, noch ohne gekämpft zu haben. Nachdem er die Macht ergriffen hatte, erhielt er dazu schnell die Gelegenheit, denn bekanntlich erhoben sofort und von allen Seiten Feinde die Waffen gegen seinen Thron, allen voran seine eigene Mutter.

Ich habe oft gedacht, daß Ludwig, wäre er nicht König geworden, einen ausgezeichneten Feldmeister abgegeben hätte, so sorglich wachte er über alles, bis in jede Kleinigkeit: den Proviant, den Zustand von Kanonen und Musketen, die Pulvervorräte, die Anzahl der verfügbaren Kugeln, die Fortschritte oder Verspätungen beim Schanzenbau und, was nicht die geringste Schwierigkeit war, die Beschaffung der Gelder, um die Männer zu bezahlen.

»Der Sold«, befand Richelieu in seiner schönen Rhetorik, »ist die Seele des Soldaten und die Stütze seines Muts.« Was der König prosaischer so ausdrückte: »Wenn sie nicht bezahlt werden, laufen sie davon.«

Dieser Erfahrung gewiß, befahl Ludwig insbesondere bei dieser Belagerung, die für die Zukunft des Reiches von so entscheidender Bedeutung war, daß am Sold nicht geknapst werde: Zehn Sous bekam jeder Soldat pro Tag, und wer sich freiwillig

zum Schanzenbau (und später zum Deichbau) meldete, erhielt zwanzig Sous extra. Ein Vermögen für diese Armen!

Was die Auszahlung anging, traf Ludwig zwei bemerkenswerte Maßnahmen. Die Soldsummen gingen nicht mehr an die Hauptleute, damit diese sie den Männern austeilten (was alle möglichen Mißbräuche einschloß), sondern die Männer wurden direkt von Intendanten bezahlt, deren Redlichkeit erprobt war. Damit unterband Ludwig Wut und Verachtung der Soldaten für ihre Offiziere, so gewann der Respekt, den sie ihnen schuldeten, und folglich auch die Disziplin.

Wie sein Vater kannte Ludwig seine Männer. Alte Soldaten erkannte er wieder und nannte sie beim Namen. Vor allem wußte er, wie ihnen zumute war. Im Feld zum Beispiel wurden sie plötzlich verschwenderisch und leerten ihre Beutel, um wichtigen Kram zu kaufen, denn die Lebensgefahr trieb sie, jeden Augenblick auszukosten. Um solch unheilvoller Vergeudung entgegenzuwirken, traf Ludwig eine weitere klarsichtige Maßnahme: Er ordnete an, daß die Soldaten nicht monatlich bezahlt wurden wie die Offiziere, sondern wöchentlich, und es zeigte sich in der Tat, daß sie besser haushielten.

Ludwig kümmerte sich auch um ihre Kleidung, die sich beim Lagerleben schnell abnutzte. Um des Ansehens seiner Armee, der Moral der Truppen und ihrer Gesundheit willen duldete er nicht, daß seine Soldaten in Lumpen gingen, so wie die armen englischen Soldaten am Ende der Belagerung von Saint-Martin-de-Ré.

Dazu erdachte sich Ludwig einen neuen Weg. Er befahl jeder der zehn größten Städten des Landes, eins seiner zehn Regimente einzukleiden. Der Sparsamkeit halber sollten diese Kleider nicht aus feiner Wolle sein, sondern aus dem groben Wollstoff, der für Mönchskutten diente. Aus zugleich rührendem und naivem Zartgefühl verlangte er jedoch, daß dieser Wollstoff, um seine Soldaten nicht zu demütigen, indem er sie wie Mönche kleidete, »auf feine Wolle gefärbt« werde.

Stets liebenswürdig, zumindest in seiner Ausdrucksweise, sagte der Kardinal, um ein so großes Heer bei der Pflicht zu halten, bedürfe es einer »milden Strenge«. Solche Nachsicht war Ludwigs Sache nicht: Wer dreimal schwer gegen den Gehorsam verstoßen hatte, wurde gehängt. Ebenso endete am Galgen, wer raubte, plünderte oder vergewaltigte.

Für Ludwig und den Kardinal verstand es sich von selbst, daß die Heeresdisziplin nicht ohne Disziplin der Seelen aufrechtzuerhalten war. Jeder Soldat mußte regelmäßig zur Messe und zur Beichte gehen. Am Sonntag, dem Tag des Herrn, gestattete Ludwig keine Kanonaden, keine Schießereien. Woraufhin die Hugenotten sich nicht als schlechtere Christen zeigen wollten und ebenfalls die Sonntagsruhe achteten.

Dieser Tag ohne den entsetzlichen Kanonendonner, ohne das heimtückische Pfeifen der Kugeln und folglich ohne Verwundete und Tote war für unsere Truppen ebenso wie für die Rochelaiser jedesmal eine kleine Atempause und eine große Erleichterung, und auf beiden Seiten lebte man ab Montag darauf hin. Da die Hugenotten und wir zum selben Gott beteten, nur auf verschiedene Weise, mag sich so manch einer im stillen gefragt haben, warum dieser Waffenstillstand nicht auf die übrigen Wochentage ausgedehnt werden konnte. Waren nicht auch sie Tage des Herrn?

Keusch und fromm, wie Ludwig war, wollte er unterbinden, daß seine Soldaten zu den verachteten Lagerhuren gingen. Aber, wie mein Großvater, der Baron von Mespech, zu sagen pflegte: »Das hätte das arme Tier zu scharf gezügelt.« Und zumindest hierin sprach die Natur auf tausend Umwegen lauter als jedes Verbot.

Bei aller Sorge um das Heil der Seelen vergaß Ludwig die körperliche Gesundheit nicht. Ärzte, Feldschere und Apotheker – letztere sehr gut mit Heilmitteln versehen – waren im Lager fast so zahlreich wie die Priester und hatten viel zu tun, denn das Wetter an der Küste war immer windig und stürmisch.

Von zwölftausend Mann wuchs die Belagerungsarmee allmählich auf dreißigtausend. Nie hatte man ein so gewaltiges Heer gesehen noch eines, das so gut gepflegt, ausgerüstet, diszipliniert und besoldet war. Aber es kostete Tag um Tag eine unerhörte Menge Geld, und ebenda drückte den König und Richelieu der Schuh am härtesten. Wie ich bereits erzählte, hatte Richelieu zu Beginn der Belagerung auf seinen eigenen Besitz eine Million zweihunderttausend Livres geliehen. Doch so groß der Vorrat auch war, erschöpfte er sich rasch. Es wurden neue Anleihen aufgenommen, Krongüter verpfändet, alles zusammengekratzt. Nach der halben Belagerungszeit mit seinen



Ressourcen am Ende, forderte Ludwig von den Bischöfen und Erzbischöfen eine beträchtliche Kontribution, damit er den Kampf fortsetzen könne. Und mit Erlaubnis des Lesers greife ich hier meiner Erzählung vor. Ich begleitete Ludwig, als er sich am vierundzwanzigsten Mai nach Fontenay-le-Comte begab, wo die Prälaten zur Beratung zusammengetreten waren. Bis ans Ende meiner Erdentage werde ich mich erinnern, wie die Dinge zwischen den violetten Soutanen und dem König verliefen. Sehr schlecht, muß ich sagen: Er hatte drei Millionen Livres verlangt. Die Versammlung bewilligte ihm zwei.

Leser! Wer Ludwig da nicht in seinem Zorn sah, hat nichts gesehen! Ich glaubte meinen Augen und Ohren nicht zu trauen: Er war bei dieser berühmten Gelegenheit ganz sein Vater, als dieser das Pariser Parlament abkanzelte, weil es das Edikt von Nantes nicht bestätigen wollte. Das war die gleiche Verve, unvermittelt, volksnah, eine flammende Flut, in der kein Wort vielmals gewendet war, sondern den hohen Würdenträgern ins Gesicht geschleudert wurde, wie es kam.

»Zwei Millionen!« rief Ludwig mit funkelnden Augen. »Zwei Millionen habt Ihr gesagt! Ich will viel mehr, oder ich will gar nichts! Was für eine große Schande für Euch, daß Ihr zum Wohl der Kirche und des Reiches nicht einmal ein Drittel Eurer Reichtümer beitragen wollt! Dort wäre es besser angewandt als bei den Gelagen, die Ihr alle Tage haltet. Zwei Millionen, die reichen einen Monat. Ich sage noch einmal, ich will mehr oder gar nichts!«

Ludwig schwieg, doch nur, um Atem zu holen und den armen Prälaten seine Fänge noch tiefer in die Waden zu schlagen. Und wie scharf, verletzend und niederschmetternd dieser Biß war, und welche Geißelung Ludwigs Ironie!

»Meine Herren!« sagte er, und Donner grollte und rollte in seiner Stimme, »welch eine große Schmach für die gesamte Geistlichkeit wird es sein, wenn man überall sagen kann, allein die Hugenotten und die Geistlichkeit hätten nichts beigetragen zur Belagerung von La Rochelle!«

Wahrhaftig, dachte ich, als ich diese vernichtenden Worte hörte, niemand als der König durfte ungestraft so sprechen und die Priesterfürsten mit denjenigen auf eine Stufe stellen, die sie als todgeweihte Ketzler bezeichneten.

Wer unter den getroffen bebenden Herren die Erwiderung

wagte, ohne sich allerdings zu zeigen, konnte ich nie herausbekommen. Aber was jener sagte, war, außer daß es der Wahrheit widersprach, auch noch höchst ungeschickt.

»Sire«, sagte er, »wir sind eben nicht so reich!«

Worauf Ludwig, rot vor Entrüstung, ihm eine Abfuhr erteilte, die eine unmißverständliche Drohung enthielt.

»Ihr redet mir von Bedürftigkeit!« sagte er zornig. »Seid Ihr nicht alle Würdenträger, die fünfundzwanzig-, dreißig-, ja hunderttausend Livres Renten beziehen! Euch sollte man mit Abgaben und neuen Steuern belegen, und nicht die armen Pfarrer!«

Tatsächlich, wenn man die Dinge umgekehrt hätte, so daß statt der Pfarrer die hochwürdigen Herren hätten zahlen müssen, es hätte die Bischöfe weit mehr als drei Millionen gekostet. Ganz ungeachtet dessen, daß im vorangegangenen Jahrhundert König Franz I. sämtlichen Landbesitz der hohen Geistlichkeit beschlagnahmt hatte, um die Staatsfinanzen zu sanieren.

»Sire«, sagte der Vorsitz führende Erzbischof, »erlaubt, daß wir uns abermals beraten, ob wir mit vereinten Anstrengungen Eure Majestät nicht vielleicht zufriedenstellen können.«

Eine halbe Stunde später erklärte der Vorsitzende Seiner Majestät, nach bewegender Anhörung und in Anbetracht der Schwierigkeiten, die eine edle Sache, die Verteidigung der katholischen Religion, dem König bereite, hätten die Erzbischöfe und Bischöfe einmütig beschlossen, ihm eine Kontribution von drei Millionen Livres zu leisten.

\* \* \*

Mit deiner Erlaubnis, Leser, kehre ich nun wieder acht Monate zurück, das heißt zum Oktober 1627, als ich hinter der Balustrade, die das königliche Bett umgab, auf Berlinghens Empfehlung hin wartete, bis der König mit Herrn von Schomberg gesprochen hatte, um meinerseits und seinem Befehl gemäß vor ihn zu treten.

Das Gespräch zwischen dem Marschall und Seiner Majestät schien nicht zum besten zu gehen, ersterer wirkte verstört und bestürzt, während der König mit unwilliger Miene auf ihn einredete, jedoch so leise, daß hinter den Balustraden kein Wort zu verstehen war. Immerhin dauerte die Zurechtweisung kurz, und nachdem der König dem Marschall Bescheid gestoßen hatte,

reichte er ihm die Hand, welche der Unglückliche kniefällig voll Hingebung küßte – schließlich bedeutete die Geste, daß er, wenn auch gescholten, doch, Gottlob, nicht in Ungnade gefallen war. Noch ganz zerfurcht vor Kummer erhob sich der Marschall und ging an mir vorüber, ohne mich wahrzunehmen, sichtlich, wenn auch vergeblich bemüht, den Anwesenden ein undurchdringliches Gesicht zu zeigen.

Auf ein Zeichen Berlinghens durchschritt nun ich die Balustrade und kniete vor Ludwig nieder, der mir sogleich bedeutete aufzustehen.

»Sioac«, sagte er leise, »ich habe wenig Zeit. Kurz nur dies: Nach unserer Ankunft hier gab es plötzlich Streit zwischen dem Herzog von Angoulême einerseits und Schomberg und Bassompierre andererseits. Geh augenblicklich zum Herrn Kardinal. Er unterrichtet dich weiter.«

Damit entließ er mich, indem er liebenswürdig lächelte, was den übrigen Herren natürlich zu rätseln gab. Die Kürze des Gesprächs zeugte nicht von der größten Gunst, das Lächeln zum Schluß aber widersprach dieser Mutmaßung, oder sollte ich Hoffnung sagen? Denn Schadenfreude ist am Hof verbreitet, jede Ungnade – außer wenn sie einen Nahestehenden oder einen Freund trifft – wird mit scheinbarem Bedauern und heimlicher Genugtuung vermerkt.

Endlich war ich der Menge, die dem Lever des Königs bewohnte, entronnen, da wurde ich beim rechten Arm gefaßt, und als ich mich umwandte, erblickte ich den Domherrn Fogacer, der mich von seiner Höhe herab unter seinen geschwungenen weißen Brauen hervor freundlich anlächelte. Für einen Domherrn war er sehr merkwürdig gekleidet, in Kniehosen und hohe schwarze Stiefel.

»Mein Freund!« sagte ich, »was macht Ihr denn hier? Und wie seht Ihr aus? Habt Ihr dem geistlichen Stand etwa den Rücken gekehrt?«

»Ich bin hier«, sagte Fogacer mit jenem langen, gewundenen Lächeln, das mein Vater in seinen Memoiren so trefflich beschrieben hat, »weil der apostolische Nuntius hier ist, wie übrigens fast alle Gesandten ausländischer Reiche, um die Belagerung zu beobachten.«

»Nanu!« sagte ich, »nennt Ihr den Vatikan ein ausländisches Reich?«

»Sicher nicht, der Papst ist unser aller Vater, und die Katholiken, seine Kinder, werden ihn nicht als Ausländer betrachten. Doch wenn der Vatikan auch kein Ausland ist, ist er nichtsdestoweniger ein anderer Staat als der unsere.«

»Welch feiner Unterschied!«

»Jedenfalls erklärt er, daß der Nuntius hier ist, und ich mit ihm.«

»Hochwürden, wie gut Ihr immer alles erklärt! Gibt es auch eine Erklärung für diese wundervollen Stiefel, die Euch bis übers Knie reichen?«

»Das Gebiet um La Rochelle ist ein einziger Sumpf, also stellt sich einem die Frage, ob man durch den Morast lieber mit Stiefeln wadet oder ohne. Im übrigen«, setzte er gedämpft hinzu, »da Ihr ja auf dem Weg zu einer gewissen Purpurrobe seid, werdet Ihr diese genauso ausstaffiert finden wie mich.«

»Mein Freund, woher wißt Ihr, daß ich mich dorthin begeben?«

»Soweit ich weiß, hat Euch Ludwig mit einer Mission betraut, die Purpurrobe soll Euch in die Details einweihen.«

»Wißt Ihr auch, wo besagte Robe zu finden ist?«

»Sicher. In Pont de Pierre.«

»Wo, zum Teufel, ist das?«

»Soll ich Euch hinbringen? Oh, Graf! Wieso auf einmal so reserviert! Keine Sorge, ich zeige Euch das Quartier nur von weitem. Der Nuntius würde verärgert und mißtrauisch werden, wenn man mich im näheren Umkreis jenes Herrn sähe.«

»Dann nehme ich Euer Angebot gern an. Aber ich habe keine Karosse. Seid Ihr zu Pferde?«

»Gezwungenermaßen, so wenig das einem Domherrn auch geziemen mag.«

»Und wo ist Euer Pferd?«

»Na, bei Eurem Junker, ich übergab es ihm, ehe ich hier eintrat. Beiläufig bemerkt, ist Euer Nicolas hübsch genug, um einen Heiligen in Verdammnis zu stürzen, oder besser gesagt, eine Heilige. Euer Glück, Graf, daß Ihr *urbi et orbi* als glühender Verehrer der Weiblichkeit bekannt seid, sonst entgingt Ihr bei Ansicht Eures Nicolas schwerlich einem gewissen Verdacht.«

»Mein teurer Domherr, Eure Reden scheinen mir ein gewisses Bedauern hinsichtlich Eures früheren Lebens zu verraten.«

»Ach!« sagte Fogacer mit seinem langen, gewundenen Lächeln, »das Wort ›bedauern‹ kann zweierlei bedeuten. Entweder man bedauert seine Jugendsünden, oder man bedauert, daß die Zeit vorbei ist, in der man sie beging.«

»Und welcher Bedeutung gebt Ihr den Vorzug?«

»Graf, zurück zu unseren Hammeln, wenn's beliebt: Wollt Ihr, daß ich Euch führe?«

»Mit Vergnügen.«

»Und um Euch noch mehr zu vergnügen, erzähle ich Euch unterwegs, was ich über den Herzog von Angoulême weiß, mit dem Ihr es bei Eurer Mission auf jeden Fall zu tun bekommt.«

\* \* \*

Der Weg von Aytré nach Pont de Pierre war ebenso lang wie Fogacers Erzählung über den Herzog von Angoulême, über den er tatsächlich mehr wußte als ich. Um aber dem Leser seine Abschweifungen zu ersparen, fasse ich die Geschichte hier zusammen.

Alles an dem Herzog war außergewöhnlich, seine Geburt wie sein Schicksal. Sein Vater war Karl IX., der Urheber oder einer der Urheber der Bartholomäusnacht, seine illegitime Mutter war die sanfte Marie Touchet, eine nicht bekehrte Hugenottin. Nach dem frühen Hinscheiden Karls IX. – es heißt, ihn habe die Reue zerstört, so viele Menschen hingeschlachtet zu haben, aber das glaube ich nicht, denn er besaß nicht das Herz und die Vorstellungskraft, sich wegen dieses Blutvergießens aufzuzehren –, nach seines Vaters Tod also wurde der schöne Bastard von seinem Onkel, König Heinrich III., gehätschelt und zum Großprior von Frankreich ernannt. Diese Würde brachte ihm große Einkünfte, aber zum Glück keine religiösen Verpflichtungen, denn der Grünschnabel hätte sie sämtlich vernachlässigt, so leichtfertig und flatterhaft war er.

Immerhin hatte er ein gutes Herz, und als Heinrich III. von Jacques Clément in Saint-Cloud ermordet wurde, beweinte er ihn und schloß sich, nun völlig schutzlos geworden, Henri Quatre an, dem er in den Schlachten von Arques, Vitry und Fontaine Française mit solcher Tapferkeit diente, daß Henri ihn zum Grafen von Auvergne machte. Dieser Titel hätte ihm allgemach ein Fürsten- und Pairtum samt einem höchst angeneh-

men Dasein beschert, wenn seine Mutter, Marie Touchet, nach dem Tod Karls IX. sich nicht unglücklicherweise mit François d'Entragues vermählt hätte.

Dieser Edelmann nun gehörte zu jener Sorte großer Fische, die am liebsten in Intrigen schwimmen. Bis er darin jedoch voll erglänzen konnte, zeugte er mit Marie Touchet eine Tochter, Henriette, eine schöne, schmächttige Brünette, die große Macht über Männer hatte und Henri Quatre im Handumdrehen den Kopf verdrehte.

»Wie Ihr seht«, sagte Fogacer, »waren die Frauen dieser Familie königliche Mätressen von der Mutter auf die Tochter.«

Sobald Henri in ihren Netzen zappelte, stellte sich die Schöne quer: Nachgeben könne sie nur dann, wenn der König ihr ein schriftliches Heiratsversprechen ausstelle. Der Unglückliche unterschrieb es, so blendete ihn die Liebe. Und kaum war die Tinte trocken, heiratete er Maria von Medici, so daß er sich Schelte von zwei Seiten einhandelte und beide Paradiese ihm zur Hölle wurden. Schließlich gab er Henriette den Laufpaß.

Der Clan der Entragues war tödlich beleidigt, und Henriette überzeugte ihren Vater, François d'Entragues, und ihren Halbbruder, den Grafen von Auvergne, daß die einzige Rache dafür nur die sein könne, Henri von seinem Thron zu stoßen. Nie sah man eine dreistere Intrige, nie eine dümmere. Die Entragues-Sippe ging soweit, Fühlung mit Spanien aufzunehmen, das aufs Geratewohl seine Hilfe versprach. Aber was kostete Spanien schon ein Versprechen?

Dieses ganze unsinnige Strohfeuer fiel binnen eines Wimpernschlags in sich zusammen. Die Verschwörer wurden entdeckt, festgenommen und verurteilt: François d'Entragues und der Graf von Auvergne zum Tod, Henriette, die immerhin die Seele des Komplotts war, zu Gefangenschaft.

Natürlich verstand der Hof, weshalb sie geschont wurde und wie die Dinge laufen würden. Henriette nicht minder. Aus dem Kloster, in dem sie eingesperrt saß, schrieb sie unserem Henri einen schluchzenden Brief, in dem sie ihn anflehte, sie in ihrem Kerker zu besuchen, bevor der unstillbare Schmerz, von ihm getrennt zu sein, sie dahinraffe ... Henri, jeder Schwäche fähig, wo es um Frauen ging, gab nach. Er kam, sah und wurde besiegt.